



KATHLEEN KENT

DER WEG INS

FEUER

Thriller Suhrkamp

SV

Kathleen Kent

DER WEG INS FEUER

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Andrea O'Brien

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *The Burn* bei Mulholland Books, an imprint of Little, Brown and Company, a division of Hachette Book Group, Inc.



Erste Auflage 2023

suhrkamp taschenbuch 5296

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

© 2020 by Kathleen Kent

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47296-5

www.suhrkamp.de

Für Alisa, Josh und Remi

Wo der Teufel nichts mehr ausrichtet, schickt er eine Frau.

Polnisches Sprichwort

1

Freitag, 21. Januar 1999
Alphabet City, Manhattan
Kreuzung Avenue D und 3rd Street

Meine polnische Großmutter vertraute bis ans Ende ihrer Tage niemandem, der in der Dunkelheit lächelte oder sich im Winter weiß kleidete. Der Grund: *Kostucha*, der Sensenmann, erscheint den Todgeweihten mit einem breiten Grinsen und schneeweißer Robe.

Den Kollegen meines Bruders, dessen Name mir aus zahlreichen Tischgesprächen längst vertraut war, traf ich erst in jener Nacht zum ersten Mal persönlich. Mein Vater kannte Paul Krasnow natürlich, denn er war, genau wie mein Bruder, Detective beim vierundneunzigsten Revier in Brooklyn. Paul war zehn Jahre älter als mein Bruder Andrew, seit acht Jahren als Drogenfahnder im Einsatz, vier davon undercover, und stand, so hieß es, kurz vor der Beförderung zum Sergeant.

Krasnow konnte eine unschlagbare Erfolgsstatistik vorweisen: Allein um Weihnachten herum hatte er rund zwei Dutzend mittlere und große Crack-Dealer festgenommen, fast eine halbe Million Dollar beschlagnahmt und über zwanzig Vollautomatikwaffen aus dem Verkehr gezogen.

Widerwillig hatte ich mich bereiterklärt, meinen Bruder und seinen Kollegen nach Manhattan zu fahren, wo sie mit einem Informanten angeblich »noch was zu regeln« hatten. Laut Andrew wollte einer seiner Informanten in Alphabet

City ihnen was zeigen. Als ich fragte, warum er nicht mit seinem eigenen Wagen oder Pauls brandneuem Cadillac fahren konnte, erklärte er mir mit schuldbewusstem Grinsen, sein Auto sei bei seiner Freundin, und sein Kollege habe Angst, sich mit der neuen Karosse Beulen zu holen.

»Na klasse«, hatte ich gesagt, »also darf ich meinen sauer verdienten Toyota opfern.«

Ich erinnerte Andrew daran, dass ich am folgenden Morgen eine wichtige Prüfung an der Polizeiakademie hatte und ihn und seinen Kollegen nicht bis spät in die Nacht herumkutschieren konnte. Wenn sie danach noch durch die Kneipen tingeln wollten, müssten sie das schon in Brooklyn machen.

»Betty, du bist der Mann von uns beiden, und eine Frau, wie ich sie nie verdienen werde. Aber, bitte, tu mir diesen einen Gefallen«, hatte Andrew gebettelt, in einem Ton, den er immer dann anschlug, wenn er mich weichkochen oder zu irgendwas überreden wollte. »Ich steck dir auch die Lösungen für die polizeiliche Ethikprüfung zu.«

Wir fuhren durch nasse, eisglatte Straßen zur Franklin Street, wo Krasnow schon vor seinem Apartmentblock auf uns wartete. Auf dem Brooklyn Queens Expressway und der Williamsburg Bridge ging es dann weiter nach Alphabet City. Obwohl ich vorsichtig fuhr, waren wir schon in einer Dreiviertelstunde in Manhattan.

Krasnow saß zwar hinten, doch das hielt ihn nicht davon ab, sich vorzubeugen, mir in den Nacken zu atmen und mich mit Fragen über meine Ausbildung an der Akademie zu löchern. War es schwierig, so als Frau unter lauter Männern? Wollte ich es zum Detective schaffen? Bei welcher Abteilung? Diese Fragen sollten offenbar echtes Interesse an meiner Kar-

riere bei der Polizei suggerieren, aber ich vermutete, dass es ihm in Wahrheit darum ging, Informationen über mich herauszufinden, die er für seine Zwecke nutzen konnte.

Weil er keine der unter Polizisten so üblichen schmutzigen Witze von betrunkenen alten Damen oder Stripperinnen riss, ging ich davon aus, dass Andrew ihn vorgewarnt hatte. Aber jedes Mal, wenn sich unsere Blicke im Rückspiegel trafen, fiel mir auf, dass er mich trotz seines netten Geplauders ganz genau im Visier hatte.

Ich parkte an der Ecke Avenue D und 3rd Street, schräg gegenüber vom Haus des Informanten, ein fünfstöckiges, in die Jahre gekommenes Apartmentgebäude im Herzen der Loisaida – dem Teil der Lower East Side, der traditionell fest in hispanischer Hand lag. In den vergangenen zehn Jahren hatte sich die Gegend allerdings verändert, es herrschte zwar noch Kleinkriminalität, aber die Mieten waren gestiegen, die Läden exklusiver geworden. Obwohl die hispanische Bevölkerung zunehmend verdrängt wurde, gab es immer noch kleine Enklaven, wo die Leute in lauen Sommernächten auf den Stufen vor ihren Häusern saßen und aus weit aufgerissenen Fenstern der Duft von Kochbananen und Knoblauch wehte.

Paul und Andrew stiegen aus und versprachen mir, in zehn, maximal zwanzig Minuten zurück zu sein. Sie überquerten Avenue D, blieben aber vor dem Gebäude stehen und sprachen miteinander. Verdeckte Ermittler lernten, sich so zu unterhalten, dass man ihnen die Worte nicht von den Lippen ablesen konnte. Als ich meinen älteren Bruder beobachtete, musste ich lächeln. Er hatte die Arme verschränkt und tänzelte auf dem Gehsteig herum, um sich in der klirrenden Kälte warm zu halten. Sogar mit seinen einundzwanzig Jahren hat-

te sein Gesicht immer noch kindliche Züge. Ich war zwar vier Jahre jünger als er, aber größer und vor allem kantiger – in jeglicher Hinsicht. Dennoch war er mein Beschützer in allen Lebenslagen.

Seine Körpersprache verriet mir, dass er diese Sache so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte.

In diesem Moment sah Paul Krasnow mir direkt in die Augen. Mit seinen hohen Wangenknochen und dem ziselierten Kinn wirkte er auf verstörende Weise attraktiv, wie er so stand, in seiner mit Schnee bestäubten Schaffelljacke über der acid-washed Jeans. Edle Klamotten, die ich mir nie leisten könnte, selbst wenn ich das Trinkgeld von sechs Monaten Kellnern zusammenkratzen würde. Er verzog die Lippen zu einem Grinsen und bleckte die Zähne wie ein Raubtier. In dem Moment überkam mich ein Schutzinstinkt, und ich hätte Andrew am liebsten zurückgerufen, ihn angefleht, mit mir nach Brooklyn zu fahren und seinen Kollegen mit seinem Vorhaben allein zu lassen. Aber Krasnow hatte meinem Bruder bereits mit besitzergreifender Geste den Arm um die Schultern gelegt und ihn in Richtung Aufgang manövriert.

Sie klingelten und verschwanden kurz darauf ins Gebäude.

Ich drehte das Radio auf und zog das schwere Lehrbuch der Akademie aus der Tasche, schaltete meine Taschenlampe ein und las. *Korruptionsprävention, Dienstvergehen, Strafermittlungs- und Disziplinarverfahren, Prozesse und Grundlagen des COMPSTAT-Systems ...*

Eine Weile beschäftigte ich mich konzentriert mit dem Thema Dienstaufsichtsbeschwerden. Sie drohten, wenn Einsätze nachweislich von Vorurteilen motiviert waren, Zeugen eingeschüchtert oder bedroht wurden oder Polizisten ander-

weitig ihre Befugnisse überschritten. Als ich das nächste Mal auf die Uhr sah, waren bereits zehn Minuten vergangen, doch mein Bruder und sein Kollege waren immer noch nicht zurück. Der Schneeregen gefror auf der Windschutzscheibe. Im Radio lief schon wieder »1999« von Prince, der Song hing mir schon zum Hals raus, also suchte ich einen anderen Sender, Britney Spears, »Baby One More Time« – besser.

My loneliness is killing me ... sang ich lauthals mit, in Gedanken bei Carla, die mit mir auf der Akademie war. Die süße Carla mit ihrem Bitte-fick mich-Blick.

Langsam wurde es kalt im Wagen. Ich drehte die Heizung hoch und nahm das Gebäude gegenüber genauer in Augenschein. Im ersten Stock stand ein kleines Mädchen in einem hell erleuchteten Fenster, das sich wie ein goldenes Rechteck von der grauen, schmutzigen Fassade abhob. Die Kleine trug einen gelben Schlafanzug, ihre dunkelbraunen Haare ringelten sich in kleinen Löckchen um das runde, apfelbäckige Gesicht. Sie patschte mit beiden Händen sanft gegen die Scheibe, und ihr lachender Mund formte ein überraschtes O, als sie bemerkte, dass ihr Atem einen geisterhaften Schleier aufs Glas zauberte. Ich winkte ihr zu, war aber zu weit entfernt, außerdem war es dunkel im Wagen, sodass sie mich nicht sehen konnte.

Mittlerweile waren zwanzig Minuten vergangen. In meinem vierhundert Seiten dicken Wälzer stand nichts über die zermürbende Langeweile der Observation, das Los eines jeden Undercoveragenten.

Das kleine Mädchen im Fenster hatte mir den Rücken zugekehrt. Jetzt erkannte ich, dass sie vor einer Netzgardine stand. Dahinter bewegten sich Schattenfiguren, Erwachsene

huschten im Apartment hin und her, mal schnell, mal langsamer, es sah aus, als würden sie tanzen. Dann wurde einer von ihnen offenbar heftig geschubst und stieß das Kind dabei gegen die Scheibe. Ich fuhr hoch, fürchtete, dass das Glas brechen, das Mädchen sich verletzen oder, noch schlimmer, hinausstürzen könnte.

Sekundenschnell waren alle Schatten hinter der Gardine aus meinem Sichtfeld verschwunden. Nur das Kind stand noch am Fenster, jetzt eng an den Rahmen gepresst. Die Kleine hatte den Blick auf das gerichtet, was in der Wohnung geschah, die Hände vor Schreck oder Überraschung auf den Mund gelegt. Es war ihre Körperhaltung, starr, wie vom Donner gerührt, die bei mir alle Alarmglocken schrillen ließ. Ich stellte das Radio leise, aber da waren nur die vom Schneematsch gedämpften, auf- und abschwellenden Verkehrsräusche. Mittlerweile war eine halbe Stunde vergangen. Ein finsterer Gedanke schlich sich in mein Hirn, pochte mir wie der Vorbote einer Migräne in den Schläfen: *Andrew und Paul sind in diesem Apartment.*

Wieder krachte jemand gegen das Fenster, diesmal mit dem Gesicht, der vor Schmerz oder Angst aufgerissene Mund eines Mannes war zu sehen. Die Kleine ging in Deckung, die Arme schützend über dem Kopf verschränkt.

Ich muss da rein!, dachte ich, aber meine Unsicherheit hielt mich zurück. Ich könnte einfach klingeln, um ins Gebäude zu kommen, und dann versuchen, die Apartmentnummer des Informanten zu raten, aber wenn ich mich einmischte, brachte ich damit womöglich meinen Bruder und seinen Kollegen in Gefahr. Mittlerweile fror ich nicht mehr, hier im Wagen wurde es langsam unerträglich heiß.

Auf dem Gehweg vor dem Haus herrschte plötzlich Bewegung: Andrew und Paul hasteten über die Straße auf meinen Wagen zu, mein Bruder hatte den Kopf so tief gebeugt, dass ich sein Gesicht nicht erkennen konnte. Pauls Miene war wie versteinert, völlig ausdruckslos. Als ich diesen toten Blick sah, ohne jegliche Gefühlsregung, riss ich die Tür auf und wollte sofort davonlaufen.

»Bleib im Wagen!«, befahl Paul mit barscher Stimme.

Diesmal rutschte Andrew auf die Rückbank, Krasnow hechtete auf den Beifahrersitz.

»Fahr los!«, rief er, den Blick starr nach vorn gerichtet.

Im Rückspiegel sah ich, dass mein Bruder komplett in sich zusammengesunken war und seine Hände anstierte.

Ich warf einen raschen Blick zum Apartmentfenster, aber das Kind war nicht mehr da.

»Was ist passiert?«, stieß ich hervor.

»Erzähl ich dir auf dem Weg«, sagte Paul knapp.

Als ich immer noch zögerte, funkelte er mich mit solcher Boshaftigkeit an, dass mir eines klar wurde: In dem Apartment war etwas Entsetzliches passiert. Und Paul Krasnow trug die Schuld daran.

»Was ist hier los?«, fragte ich, an Andrew gewandt.

»Fahr los!«, zischte Paul, sein Gesicht dicht vor meinem.

»Du versaust uns gerade den Einsatz!«

Also legte ich den Gang ein, wendete und warf einen letzten Blick auf das Fenster, suchte nach dem Mädchen mit dem gelben Schlafanzug. Aber sie stand nicht mehr dort, stattdessen wehte jetzt die Gardine nach hinten, als würde sie von einem Vakuum eingesogen.

Wir standen an der Houston Street an einer roten Ampel,

als die Explosion die Luft zerschnitt. Ich fuhr herum und sah hinter mir nichts als brennende Trümmer und eine riesige Staubwolke, Ziegel und Metallteile wirbelten darin herum.

Pauls Finger legten sich wie ein Stromkabel um mein Handgelenk.

»Fahr weiter«, sagte er. »Oder steig aus.«

Als wir in die Delaney Street einbogen, kreischten die ersten Sirenen. Hinter uns stieg eine schmuddelgraue Rauchwolke auf. Wir fuhren weiter Richtung Osten, über die Brücke nach Brooklyn. Erst kurz vor der Franklin Street ergriff Paul Krasnow wieder das Wort. Er klang sachlich wie bei einem Vortrag. Der Informant habe ihn, Andrew und zwei andere verdeckte Ermittler unter falschen Vorgaben in seine Wohnung gelockt. Dort habe er mehr Geld für seine Information gefordert. Nachdem die Polizisten nicht auf die Forderung eingegangen seien, habe der Informant ihnen gedroht, sie bei den Dealern auffliegen zu lassen. Einer der beiden Kollegen habe daraufhin seine Waffe gezogen und Paul und Andrew aufgefordert, die Wohnung zu verlassen, er und sein Kollege würden sich um den Informanten kümmern.

»Und die Explosion?«, fragte ich, das Steuer fest umklammert.

Paul sah mich mit seinem toten Blick an. »Ein tragischer Unfall.«

Ich hielt vor Krasnows Apartment und wartete darauf, dass mein Bruder diese Version bestätigen oder eine alternative Erklärung liefern würde. Als ich endlich den Mut aufbrachte, in den Rückspiegel zu schauen, saß Andrew immer noch so da wie vorher, in sich zusammengesunken, das Kinn im Mantelkragen vergraben. Er sagte kein Wort.

»Hör zu, der Typ hat in seiner Wohnung Drogen gekocht«, sagte Paul, die Hand schon am Türgriff. »Der hatte genug gefährliche Chemikalien in seiner Hütte, um die Chelsea Pier in die Luft zu jagen. Es war klar, dass die Bude irgendwann hochgehen würde.«

Doch schon bevor er den Satz zu Ende gebracht hatte, war mir klar, dass er die Story frei erfunden hatte, und zwar auf dem Weg zurück nach Brooklyn. Und jetzt tischte er sie uns beiden auf. Die offizielle Version.

Paul öffnete die Tür und stieg aus. »Ein Wort von dir über das, was heute Abend passiert ist, und wir sind erledigt. Das gilt auch für deinen Bruder. Verstanden?«

Er wartete, bis ich nickte, dann sagte er zu Andrew: »Alles klar?«

Als mein Bruder nicht reagierte, streckte Paul den Kopf zur Tür herein und fragte erneut: »Alles klar, Kollege?«

Andrew sah ihn an und nickte.

Während ich nach Greenpoint fuhr, kauerte Andrew immer noch auf der Rückbank, stumm, ein Bild des Elends. Ich parkte an der Straße vor meinem Elternhaus, wo wir beide noch immer wohnten, ließ den Motor laufen, aber die Heizung konnte nichts ausrichten gegen die Kälte. Ich hatte tausend Fragen. Wann waren die anderen Polizisten aufgetaucht? Stimmt Krasnows Geschichte? Ich war allerdings nicht sicher, ob ich die Antworten hören wollte, denn die Wahrheit über das, was mein Bruder getan hatte, war schwerer zu ertragen als die Unsicherheit.

Ich betrachtete meinen Bruder, den ich so gut kannte wie mich selbst, bemerkte seinen neuen Mantel, seine teure Armbanduhr, erinnerte mich an die edle Kette, die er seiner Freun-

din vor Kurzem geschenkt hatte, und da hatte ich auf einmal alle Antworten, die ich nicht wissen wollte.

»In der Wohnung war ein Kind«, flüsterte ich.

Es sah aus, als wollte Andrew vor mir fliehen. Er hechtete förmlich aus dem Wagen und stolperte die Stufen hinauf ins Haus. Ich blieb ihm auf den Fersen, alle Angst verfliegen, von loderndem Zorn getrieben. Als ich ins Haus stürzte, sah ich meinen Bruder gerade noch nach oben verschwinden, so panisch, dass er zwei Stufen auf einmal nahm. Mein Vater stellte sich mir in den Weg, blockierte die Treppe wie ein Wachmann. Als hätte er schon den ganzen Abend auf uns gewartet.

»Lass ihn in Ruhe!«, blaffte er mich an, breitbeinig, die Augen blutunterlaufen. Er stank nach Whiskey.

Ich versuchte, mich an ihm vorbeizudrängen, aber er tänzelte geschickt vor mir her, ausgebuffter Straßenkämpfer, der er war, die Lippen missbilligend verzogen.

»Dir braucht hier niemand Rechenschaft ablegen«, schnaubte er mir seine saure Fahne ins Gesicht. »Du bist kein Cop. Noch nicht. Die schweren Fragen stellst du erst, wenn du dir deine Sporen verdient hast.«

Als er sicher war, dass ich Andrew nicht nach oben folgen würde, wankte er zurück zu seinem Sessel und stellte den Blick wieder scharf, um das Geschehen in der Glotze weiterzuverfolgen.

Er kippte den Whiskey in sich hinein, dann verbarg er das Gesicht wieder im Schatten. »Solange du die Nummer nicht durchgezogen hast, mit allem, was dazugehört«, nusichelte er, »hast du keine Ahnung, was es heißt, für seinen Kollegen einzustehen. Erst wenn – und das ist ein großes Wenn – du deine Marke bekommst, wirst du lernen, dass es ›keine blaue

Linie« gibt, kein Schwarz oder Weiß. Sondern ein graues Band, ungefähr so groß wie Brooklyn, das uns von den Kriminellen trennt und dem Rest der ahnungslosen Zivilisten.«

Ich blieb bei ihm im dunklen Zimmer sitzen, um die Nachrichten zu verfolgen. Schon kamen die ersten Eilmeldungen über die Explosion in Alphabet City rein. Ein Großbrand, Alarmstufe 4, hatte einen gesamten Gebäudekomplex an der Avenue D zerstört und wäre auch auf andere Gebäude übergegangen, wenn das Haus nicht freistehend gewesen und die Dächer nicht so nass gewesen wären. Die meisten Wohnungen hatte man rechtzeitig evakuieren können, aber die Bewohner im ersten Stock waren in den Flammen umgekommen.

Am Morgen fand man die sterblichen Überreste von drei Erwachsenen und einem Kind, nur noch verbrannte Knochen. Nach der Explosion sei das Feuer ausgebrochen, das sich dank eines Brandbeschleunigers mit extremer Hitze sekunden-schnell ausgebreitet und alles in seinem Weg vernichtet hatte. Die Wohnung gehörte aber nicht etwa einem armseligen Jun-
kie, der angeblich als Informant für meinen Bruder tätig war, sondern einem Großdealer namens Raphael Trujillo-Sevilla. Am Nachmittag stand dann fest, dass es sich bei den anderen erwachsenen Opfern um zwei Polizisten handelte.

Nach dem Brand gab es eine offizielle Untersuchung. Die Gerüchteküche brodelte, man munkelte von Korruption, Polizisten, die sich von Dealern bestechen ließen, denjenigen, die nicht mitspielten, Beweise unterschoben und sogar Spitzel zum Abschuss freigaben, wenn die drohten, als Zeugen gegen sie aufzutreten, doch am Ende kam nichts dabei raus. Kein einziger Polizist wurde diszipliniert, auf den Straßen lief alles weiter wie bisher. Nur der damalige Staatsanwalt expo-

nierte sich aus politischem Kalkül mit Forderungen nach weiteren Untersuchungen, woraufhin man seiner Karriere ein jähes Ende setzte, indem man mehrere pikante Fotos in einer bekannten Tageszeitung veröffentlichte, die ihn in eindeutigen Posen mit einer Prostituierten zeigten.

Selbstverständlich gab es Zeugen, die Aussagen über die Ereignisse jenes Abends machen konnten. Einer gab sogar zu Protokoll, vor dem Gebäude einen roten Toyota Corolla gesehen zu haben, der nur Minuten vor der Detonation weggefahren sei. Dasselbe Modell wie meiner. Aber diese Autos waren in Manhattan so zahlreich, dass die Aussage folgenlos blieb.

Eines Abends, es war bereits spät, tauchten zwei Polizisten vom NYPD bei uns auf, sie verschwanden rasch mit meinem Vater in sein Allerheiligstes – ein vollgequalmtes Hinterzimmer, das ich so gut wie nie richtig gesehen, geschweige denn betreten hatte. An jenem Abend änderte sich das. Nach einer Stunde rief mein Vater mich zu sich und schloss die Tür hinter uns. Auf seinem Schreibtisch stand eine teure Flasche Edelwhiskey, bereits halb leer. Einer der Männer, dessen Rangabzeichen ihn als Lieutenant auswiesen, grinste mich an – schmallippig, todernst –, bevor er mir versicherte, dass ich nichts zu befürchten hatte. Eine ohnmächtige Wut stieg in mir auf, so heftig, dass ich fürchtete, mir würde gleich der Kopf platzen. Wie gern hätte ich ihnen die Wahrheit entgegenschleudert, doch stattdessen blieb sie mir wie ein bitterer Kloß im Halse stecken: Ich hatte den anonymen Brief an den Staatsanwalt geschickt, der Tipp mit dem roten Toyota stammte von mir.

Nach diesem Treffen sprach ich kein Wort mehr mit meinem Bruder und hielt mich die meiste Zeit von zu Hause fern.

Unsere vereinzelt Begegnungen, wenn er stumm durch den Flur ging oder wir uns zwangsläufig in der Küche begegneten, verliefen flüchtig, und ich vermied peinlichst jeglichen Körperkontakt mit ihm.

Andrews Stimme hörte ich zum letzten Mal an dem Abend, als er vor meiner geschlossenen Tür stand.

»Betty«, hatte er damals gefleht und sanft an die Tür geklopft, »bitte ...«

Ich stand nur auf, um den Schlüssel umzudrehen und die Musik lauter zu stellen.

Zwei Wochen nach der Explosion nahm sich mein Bruder das Leben. Seine Leiche, ohne Hemd, wurde Anfang Februar in New Jersey an einen desolaten Strand gespült. Sie wies keine Anzeichen äußerer Gewalt auf, die erklären könnten, wie ein kräftiger, offenbar gesunder junger Mann im Atlantik gelandet sein könnte. Bei der Autopsie stieß man dann auf den tödlichen Mix aus Barbituraten und Alkohol. Im rechtmedizinischen Bericht stand auch, dass er roten Haare und blaue Augen hatte. Genau wie ich.

Die schweren Fragen hatte ich ihm nie gestellt. Gar nichts hatte ich ihn gefragt. Aber in einem an mich adressierten Brief hatte Andrew mir alles über den Brand gestanden. Er und Paul Krasnow hatten Schutzgeld erpresst, von Trujillo-Sevilla. Irgendwann hatte der Dealer die Schnauze voll, wollte nicht mehr so viel zahlen und hatte gedroht, sie auffliegen zu lassen. Die beiden Undercoveragenten, die bei der Explosion ums Leben gekommen waren, gehörten auch zur Riege der Bestechlichen, aber sie hätten sich auch mit weniger zufriedengegeben. Ein Wort gab das andere, Waffen wurden gezogen, und am Ende erschoss Andrew einen seiner Kollegen.

Paul erschoss daraufhin den zweiten Agenten und den Dealer. Der Rest war leicht gewesen: einfach beim Gasherd alle Knöpfe aufdrehen, eine Kerze anzünden, Chemikalien aus dem kleinen Hauslabor umschütten und schnell die Biege machen. Andrew hatte allerdings keine Ahnung, dass sich in der Wohnung ein Kind befunden hatte. Dieser Umstand hatte ihn schließlich gebrochen. Mit der Schuld konnte er nicht leben.

Ich hatte den Brief zerrissen und keiner Menschenseele je davon erzählt.

Ein Jahr darauf wurde Krasnow zum Sergeant befördert. Seine Hand musste ich schütteln, als ich auf der Bühne vor versammelter Akademie mein Abschlusszeugnis entgegennahm, mit seinem Händedruck besiegelte er meine Aufnahme in die Bruderschaft des Schweigens, mit selbstzufriedenem Raubtiergrinsen. Seit dem Tag, als ich den aktiven Dienst angetreten hatte, hatte ich Paul Krasnow nicht mehr aus den Augen gelassen, ich wusste über jedes Detail seiner Arbeit Bescheid, bis zu dem Moment, als ihm eine Kugel das Licht ausblies. Ein Schuss in den Hinterkopf, die Rache eines Kartellsoldaten. Oder vielleicht die eines Polizisten, der noch eine Rechnung mit ihm offen hatte.

Die Zeitungsseite mit Paul Krasnows Nachruf hatte ich angezündet, während mein Vater sie las, bei seinem üblichen Frühstück aus Bitterkeit und Jameson. Ich hatte mich einfach vorgebeugt und mein Feuerzeug ans Papier gehalten. Als die Seite in Flammen aufging, trafen sich unsere Blicke. In diesem Moment hat mein Vater verstanden, dass seine Tochter eine ehrliche Polizistin war.

2

Montag, 30. Dezember 2013
Dallas, Texas

Das hat mich meine Erfahrung mittlerweile gelehrt: Unbequeme Wahrheiten kann man nicht meiden. Es ist, als würde man sich mit einer dünnen Matratze auf einen Boden voller Steine legen. Egal, wie sehr man sich auch davor zu schützen versucht, es bleibt schmerzhaft. Am besten stellt man sich der Herausforderung und räumt den Weg frei.

Trotzdem liege ich lieber hier in einem heruntergekommenen Schuppen, das Gesicht auf einer harten Bank, und lasse mich von einem Mann mit einem Folterwerkzeug quälen – in diesem Fall eine Tattoomaschine.

In dieser unbequemen Position bekomme ich prompt einen Krampf in der rechten Wade, direkt oberhalb meiner zerrissenen und wieder zusammengeflickten Achillessehne. Die Gewebefetzen wurden mit medizinischen Fäden verbunden, die so stark sind, dass sie auch Hängebrücken halten könnten. Meine Wadenmuskeln zucken so bedrohlich, dass ich vorsichtig die Zehen hebe, um den nächsten Megakrampf abzuwehren.

Die Operation ist nun schon drei Monate her, danach folgten lange Wochen der Heilung und Reha. Drei Monate und ein paar Zerquetschte, seit man mir einen dünnen, mit Plastik ummantelten Stahlring durch einen Schnitt ins Fußgelenk und hinter besagte Sehne hindurchgefädelt hatte. An diesem Stahlring war eine Kette befestigt worden, an der ein großer Stein hing. In diesen Stein hatten meine Kidnapper das Wort DEMUT geritzt.

»Demut vor dem Herrn, Ehrfurcht vor seinem großen Plan. Demut ist der Schlüssel zur Erlösung«, hatte sie gesagt, Evangeline Roy, die Frau, die mich bis in meine Alpträume verfolgt.

Wenn ich die Augen schließe, höre ich sogar noch ihre Stimme, den Singsang ihres texanischen Akzents. Sie und ihre Söhne hatten mich während einer langen, gefährlichen Drogenermittlung brutal in ihre Gewalt gebracht und mich in ihrem kultähnlichen Meth-Tempel gefangen gehalten. Mehrere Menschen waren dabei gestorben, darunter auch ein Mitglied meines Teams, aber ich hatte überlebt, wenn auch nur um Haaresbreite. Diese Verletzung hatte allerdings nicht nur meine Achillessehne, sondern mit ihr etwas nicht weniger Essenzielles vernichtet: meine Fähigkeit zu joggen. Und im Joggen lag der Schlüssel zu meiner mentalen Gesundheit. Vor dieser Katastrophe hatte ich täglich meine Kilometer abgerissen, kein Fieber, Ziehen oder Brennen hatte mich davon abgehalten. Mit dem Lauftraining hielt ich meine zerstörerischen Kräfte unter Kontrolle, die bitterbösen Impulse, Gift und Galle zu speien, mit spitzer Zunge und bösem Blick jedes friedliche, ausgeglichene und geordnete Ereignis in meinem Leben zu sabotieren.

Das Beste in meinem Leben war meine Partnerin und große Liebe Jackie. Aber drei Monate Freistellung von meiner Arbeit beim Dallas Police Department, drei Monate, in denen ich ohne konstruktive Beschäftigung in unserem neuen Haus herumgehumpelt bin, zu aufgedreht, um nachts zu schlafen, zu erschöpft, um tagsüber irgendwas auf die Reihe zu kriegen, haben meine Beziehung zu Jackie fast zerstört. Meine Reizbarkeit, die explosive Frustration, die ich nur schlecht unter

Kontrolle bekam, hatte sie trotz ihrer legendären Geduld in die Resignation getrieben.

Hinter mir tritt jemand ungeduldig von einem Bein aufs andere. Ich drehe den Kopf. Über mir steht ein Typ mit freiem Oberkörper, sein kahlrasierter Kopf glänzt im Neonlicht, ein großer, mit Schlangen umgebener Totenkopf ziert seine hervortretenden, jetzt nervös zuckenden Brustmuskeln. Man sagte mir, er sei ein Meister seines Faches.

»Ich hab nicht den ganzen Tag«, sagt er und packt mein Fußgelenk.

»Verstehe. Nur noch eine Minute, okay? Bitte.«

Ich bin so ein Jammerlappen.

Du hast dir diese Suppe selbst eingebracht, denke ich.

Das Schlimmste am Ende meiner Läuferinnenkarriere ist, dass ich jetzt keinen Kontakt mehr zu Onkel Benny herstellen kann – der Bruder meines Vaters, der ebenfalls Cop in Brooklyn war, aber von allen respektiert wurde. Seine Stimme ist verstummt, und mit ihr die vielen Ratschläge, Warnungen, Tadel, die mir beim Laufen in den Kopf kamen. Auf langen Strecken habe ich ihn gehört, als würde er neben mir laufen, mir ins Ohr schnaufen. Dass er seit Jahren tot ist, tut nichts zur Sache, für mich wartet mein Onkel irgendwo da draußen darauf, wieder mit mir zu sprechen, wenn ich ihm nur eine Möglichkeit dazu eröffnen, den richtigen Kanal in meinem Verstand finden würde.

Betty, würde er mir vermutlich in diesem Moment sagen, hör auf, dich wie ein Arschloch zu benehmen. Du zerstörst das Beste in deinem Leben. Du vertreibst Jackie, und wenn sie weg ist, versinkst du in deinem eigenen Sumpf ...

»Hey!«, ruft der Typ.

»Okay«, stoße ich hervor. »Ich bin so weit, du Bastard. An die Arbeit.«

Ein metallisches Sirren erklingt. Mit dem eingeschalteten Tattooinstrument bewaffnet setzt sich der Typ auf einen Hocker neben mich und beginnt den langen, zähen Prozess, mir den von ihm auf Papier vorgezeichneten Entwurf auf die rechte Wade zu tätowieren, direkt über dem verletzten Fußgelenk. Der Meister, der unter dem Namen Tiny firmiert, wurde mir von meinem Lieblingskollegen Seth empfohlen, der schwor, Tiny sei ein echter Künstler, der Beste in ganz Texas.

Ich umklammere meine Sankt-Michaels-Medaille, die an einer Kette von meinem Hals hängt. Das Original, ein Geschenk von meiner Mutter, ist verschwunden. Sie hatte den alten, bereits verbeulten Talisman aus Polen mitgebracht und ihn mir in dritter Generation vermacht. Evangeline hatte mir dieses Erbstück abgenommen, als ich bewusstlos war, und ich hatte keine Hoffnung, es je zurückzubekommen.

Jackie, stets fürsorglich, hatte die fehlende Medaille durch eine neue ersetzt. Sie war schön, wie moderne Repliken es oft an sich haben – glänzend, mit scharfen Kanten, ein bisschen zu perfekt –, doch ich trug sie jeden Tag, auch wenn ich den Verlust der alten Medaille betrauerte.

Das Tattoo an meiner Wade nimmt langsam Form an: Der Erzengel Michael, Schutzheiliger der Polizisten, hat das Schwert erhoben, um den Drachen zu töten, der sich unter seinem Fuß – nur mit Sandale bekleidet – windet. Das Tattoo wird groß sein: *In your face, baby*.

Aber die Schmerzen sind vom anderen Stern, die stechende, hämmernde Nadel reizt die noch wunde, überempfindliche Haut rund um die Narbe, die am Ende den Körper des

Schlangenteufels bilden wird. Die Prozedur wird sich noch Stunden hinziehen. Entgegen Tinys Empfehlung lasse ich mir das Tattoo in einer Sitzung stechen. Er hatte mich gewarnt, dass ein Bauchschuss vermutlich angenehmer wäre als die Prozedur länger als eine halbe Stunde zu ertragen. Tiny ist schon ein paarmal angeschossen worden, also weiß er, wovon er spricht.

Aber die Schmerzen sind ja gerade der Sinn der Übung, auf diese Weise büße ich dafür, dass ich mich wie ein Arschloch benommen habe. Dafür, dass ich Menschen, die ich liebe, un-diplomatisch, ungeduldig und fies behandle. Dafür, dass ich Geheimnisse habe.

Das hier ist die Strafe dafür, dass ich bin, wie ich bin.

Als ich zusammenzucke, fragt Tiny: »Solln wir aufhören?«
»Fick dich!«, sage ich. »Weitermachen.«

»Braves Mädchen. Wenn wir hier fertig sind, brauchst du keine Waffe mehr. Roll einfach dein Hosenbein hoch und erschreck sie zu Tode.«

3

Neujahr, 2014
Continental Avenue Bridge, Dallas

An Neujahr liege ich schon vor Morgengrauen wach. Jackie schläft noch, die Decke über den Kopf gezogen. Ich gleite aus dem Bett, ziehe mich an und schleiche mich aus dem Haus. Seit ein paar Tagen nieselt es, und nachts liegen die Temperaturen um den Gefrierpunkt, was nicht nur die Straßen unbe-